

Zeitschrift:	Schweizer Spiegel
Herausgeber:	Guggenbühl und Huber
Band:	28 (1952-1953)
Heft:	12
Artikel:	Erkenntnisse, die ich nicht aus Büchern schöpfen konnte : Streifzüge in zwei unbürgerliche Welten
Autor:	Guggenbühl, Adolf
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-1070907

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Erkenntnisse, die ich nicht aus Büchern schöpfen konnte

STREIFZÜGE
IN ZWEI UNBÜRGERLICHE
WELTEN

Von Adolf Guggenbühl

Illustration von Hans Tomamichel

Bonjour, Monsieur Adolphe», sagte der Patron, als ich an einem schönen Apriltag des Jahres 1921 mit meinem Koffer anrückte, und er drückte mir auf jene eigentümliche Art die Hand, die für das Milieu charakteristisch ist: Der Händedruck dauert länger als sonst bei Männern, und er hat etwas Weibliches, Molliges. Das Hotel trug die stolze

Bezeichnung «Grand Hotel», aber es war weder groß noch distinguiert, sondern genau das, was ich gesucht hatte: ein meublé, in dem Berufsverbrecher, Zuhälter und Prostituierte lebten.

Wieso war ich dazu gekommen, als respektabler junger Mann aus einer respektablen Zürcher Familie, mich gerade in dieser Lasterhöhle niederzulassen? Eben deshalb, weil ich aus einer ausgesprochen bürgerlichen Umgebung stammte.

Man hat anlässlich der Krönung der Königin Elisabeth gelesen, daß dieses behütete junge Mädchen mit 18 Jahren zum erstenmal einen öffentlichen Autobus sah und daß es ihm bis jetzt nicht gestattet war, ein einzigesmal, wie ein gewöhnlicher Sterblicher, die Untergrundbahn zu benutzen.

So weit ging es bei mir natürlich nicht; aber auch ich hatte eine sehr behütete Jugend. Bis zu meinem 23. Altersjahr sah ich nie einen Ehestreit, in dem der eine Gatte dem andern einen Teller an den Kopf warf, kannte keinen Menschen, der aus Mangel an Geld Hunger litt und hatte noch nie mit jemandem gesprochen, der im Gefängnis gewesen war.

Trotzdem war es nicht nur aufgestaute Abenteuerlust, die mich veranlaßte, diese Entdeckungsreise in eine andere Welt zu machen. Ich wollte etwas lernen.

APACHEN MIT UND OHNE HEILIGENSCEIN

In meiner Jugendzeit war die Unterwelt in vielen Kreisen des Bürgertums von einer merkwürdigen Gloriole umgeben. Mistinguette, die Unsterbliche, von der niemand genau weiß, wie alt sie ist, und die damals, vor 35 Jahren, auf der Höhe ihres Ruhmes stand, sang vor begeisterten Fabrikantengattinnen und Professorentöchtern aus der französischen Provinz und der Schweiz im Casino de Paris ihr Apachenlied: «Je l'ai tellement dans la peau.»

Im Cabaret Pantagruel in Zürich rezitierte der Literat Johann Vincent Venner vor stauenden Gymnasiasten sein Gedicht: «Dirne du — Heilige du.» «Epatez le bourgeois», hieß die Parole der avantgardistischen Dichter und Maler.

Auf junge Leute von damals übte das alles einen großen Zauber aus.

Aber mich interessierte von jeher das Leben mehr als die Literatur. So beschloß ich, meine Kenntnisse der Unterwelt nicht aus Gedichten und Büchern zu beziehen, sondern an der Quelle zu studieren.

Das Leben, das sich im «Grand Hotel» vor mir abrollte, war nun allerdings anders als das meiner zürcherischen Umgebung. «Ces messieurs» waren außerordentlich malerische Erscheinungen. Sie trugen enge, groß karierte Vestons, farbige Halstücher und kühne Dächlkappen. Die Haare am Nacken waren sehr hoch oben und waagrecht wegrasiert. An den Fingern trug jeder mehrere riesige Ringe. Einzelne waren tätowiert: Einer hatte auf dem Arm die Zeichnung einer Frau, um deren Beine sich eine Schlange wand. Bei einem andern flammten auf der Brust ein Herz und eine Guillotine und die Worte: «Mon cœur à ma mère, ma tête à Daibler.» Daibler war der

Name der französischen Scharfrichterfamilie.

«Ces messieurs» standen nachmittags um vier Uhr auf, spielten Karten, aßen zu Abend und spielten wieder Karten. Um ein oder zwei Uhr zogen sie aus, oft in einem Taxi, um etwas zu drehen. Nachher teilten sie die Beute.

«Ces dames» saßen unten im Bistro, klatschten und häkelten. Häkeln und Stricken waren ihre Passion, meistens ihre einzige. Ihre Berufsarbeit begann beim Eindunkeln. Um ein oder zwei Uhr morgens kehrten sie erschöpft zurück, zogen ihr Geld aus dem Strumpf und lieferten es ihrem Freund ab.

Hie und da gab es zwischen den Zuhältern gefährliche Streite, die auf dem untern Quai an der Seine ausgetragen wurden. «Garde-toi, je me garde», hieß die Formel, die bedeutete, daß alles erlaubt war. Die beiden kämpfenden warfen ihre Röcke weg. Als Waffe diente ein großes Messer. Der Unterliegende wurde von seinem Kameraden weggetragen und mit Hilfe eines befreundeten Taxichauffeurs zu einem mit dem Milieu verbundenen Arzt geführt. War er tot, warf man ihn in die Seine.

Das alles befriedigte zwar am Anfang meine Abenteuerlust, wurde mir aber schon nach wenigen Wochen langweilig. Das entzauberte Milieu entpuppte sich als eine Gesellschaft von Schwachsinnigen, Geisteskranken und willenlosen Tröpfen.

Das Charakteristischste des Milieus war, daß es eigentlich gar kein Milieu ist, keine soziale Schicht, die eine eigene Kultur oder auch nur die Karikatur einer Kultur schuf.

Was die Leute zusammenhielt, war ausschließlich ein gemeinsamer Haß gegen die Kräfte der Ordnung, vor allem gegen die Flics, die Polizisten, oder, soweit die Frauen in Frage kamen, gegen die Sittenpolizei, die «mœurs». Und auch dieser Kitt war sehr brüchig. Die Mouchards, die Angeber, waren zahlreich.

Es gibt keine größeren Spießer als die Pariser Apachen. Ein Buchhalter bei der Volksbank ist ein kühner Abenteurer, verglichen mit einem Pariser Zuhälter. Eine durchschnittliche brave Sekundarlehrersfrau aus Zofingen mit drei Kindern ist eine George Sand, verglichen mit einer durchschnittlichen Prostituierten in ihrer unerträglichen, hausbackenen Langweiligkeit. Soweit sich diese Frauen nicht einfach treiben lassen, sondern ein bestimmtes Lebensziel verfolgen, ist dieses nicht nur bürgerlich, sondern geradezu spießbürgerlich. Der

Traum der meisten ist nämlich, einmal «in eigenen Möbeln» zu sitzen, d. h. einen Freund zu finden, der ihnen eine Wohnung einrichtet und ermöglicht, ohne Anstrengung Hausfrau zu spielen.

Als ich das «Grand Hotel» verließ — übrigens in herzlichem Einvernehmen mit allen Bewohnern, jeder zahlte noch eine Runde —, hatte ich eine Erkenntnis für mein ganzes Leben gewonnen: Im Leben wie in der Literatur ist nur das Moralische interessant. Unmoral ist langweilig.

PROLETARIAT UND BÜRGERTUM

Nun gab es aber noch eine andere Welt, die ich kennenlernen wollte, jene des Proletariates. Damals stand der Klassenkampf auf seinem Höhepunkt, auch in der Schweiz. Sozialismus und Kommunismus waren eng verbunden. Nicht nur in den linksgerichteten Parteiblättern, sondern in der ganzen avantgardistischen Literatur war das Wort «bürgerlich» zu einem Schimpfwort geworden. Es galt als Axiom, daß die Besitzenden moralisch tief unter den Besitzlosen stünden. Wenn man schon glaubte, daß Eigentum Diebstahl sei, so war es schließlich nur logisch, daß die ersten mit allen Lastern eines Diebes behaftet waren.

Man muß zugeben, daß dieser Haß gegen die Bourgeoisie nicht von ungefähr kam. Viele Kapitalisten fehlte damals jedes soziale Gefühl. Mit Empörung hörte ich als Jüngling, wie einzelne Fabrikanten von den Arbeitern als Pack und Canaille sprachen. Die Einführung des freien Samstagnachmittages bekämpften sie mit dem Argument, die Arbeiter wüßten mit dieser freien Zeit doch nichts anderes anzufangen, als in den Wirtschaften den Zahltag zu versauen. Andere wiederum, die eine reiche Müllerstochter geheiratet hatten, erklärten nachher allen Ernstes, jeder, der arm sei, sei selber schuld; wer arbeite und spare, bringe es bestimmt zu etwas.

All das trieb viele Söhne aus dem Bürgertum in eine revolutionäre Abwehrstellung gegen die Welt der Väter. Zum mindesten galten die bürgerlichen Ideale als hoffnungslos veraltet.

Das Problem «Sind die armen Leute wirklich besser als die reichen?» ließ mir keine Ruhe, und ich nahm mir vor, mich auch darüber durch eigene Anschauung belehren zu lassen.

EIN ZENTRUM DER ARMUT

In der Schweiz gab es schon vor 35 Jahren keine eigentlichen Elendsviertel mehr, wohl aber in England. So beschloß ich, einige Monate in den Londoner Slums zu verbringen. Was diesen ihre traurige Berühmtheit verschaffte, war die Ausdehnung, welche die Armut dort besaß. Da handelte es sich nicht mehr um einzelne Häuser oder Straßen und Quartiere, wo arme Leute wohnten, sondern um Gebiete mit Hunderttausenden von Einwohnern.

Stellen Sie sich ein kleines zweistöckiges Reihenhaus vor aus grauen Backsteinen in einer grauen Straße, und bevölkern Sie es mit den ärmsten Leuten, mit denen Sie je in Begegnung gekommen sind. Und nun stellen Sie sich einen großen Stadtteil vor aus lauter solchen Häusern. Das waren die Armenviertel Londons.

Ihre räumliche Ausdehnung bewirkte, daß sie eine Welt für sich bildeten, mit eigenen Sitten und Gebräuchen, herausgeboren aus den besondern Lebensbedingungen der Armut.

In einem dieser Armutszentren, in Canningtown, ließ ich mich nieder.

Die Ursachen der Armut sind mannigfaltig. Was Canningtown und die umliegenden Slumgebiete betraf, so erklärte sie sich aus der Art der Beschäftigung der Männer. Die meisten arbeiteten in den Docks. Nun war der Docker zwar damals an und für sich nicht schlecht bezahlt; aber seine Arbeit war eine Gelegenheitsarbeit. In guten Zeiten arbeitete er vier Tage pro Woche; aber es fielen natürlich nicht auf jede Woche vier Tage, oft waren es sechs, oft nur einer.

Dazu herrschte damals Arbeitslosigkeit. An den sogenannten Calls, an den großen Dock-Toren, wo um fünf und um sieben Uhr die Arbeit vergeben wurde, betrug die Zahl der Arbeitsuchenden oft 500—600, die der Engagierten aber nur 20.

Ein großer Teil dieser Docker lebte damals von der Arbeitslosenunterstützung, die 15 Schilling pro Woche betrug, was einer heutigen Kaufkraft von 30—40 Franken entspricht.

Hier lernte ich nun kennen, was Armut heißt.

Foto: A. Pedrett

Das Verkehrshindernis

WIE MAN IN DEN SLUMS ZIGARETTEN
RAUCHT

Die männlichen Bewohner von Cannington town waren leidenschaftliche Zigarettenraucher. Aber nur selten sah man jemanden eine ganze Zigarette rauchen. Sie wurde vorher halbiert. Auch wenn man Zigaretten anbot, waren es nur halbe, obschon die Leute sicher alles andere als geizig waren.

Mehr noch, auch eine halbe Zigarette war ein zu teurer Artikel, um einfach glatt verpafft zu werden. Man steckte sie an, rauchte drei bis vier Züge und löschte sie sorgfältig aus, um sich nach einiger Zeit wieder einige Züge zu leisten.

Aus der unvorstellbaren Armut heraus entstanden allerlei merkwürdige Einrichtungen, wie z. B. die sogenannten Kaufclubs.

Nehmen wir das Beispiel eines Schuhklubs. Zwölf Personen, meistens Kollegen von der gleichen Arbeitsstätte oder der gleichen Straße, gründen einen Schuhclub. Das Paar Schuhe kostet 24 s, jedes Mitglied zahlt in die gemeinsame Kasse oder an den Schuhhändler eine Monatsrate von 2 s ein. Jeden Monat wird ein Paar Schuhe ausgelost. Wer bereits gewonnen hat, darf an der Ziehung natürlich nicht mehr teilnehmen, hat aber seine Raten bis nach Ablauf der zwölf Monate weiter zu entrichten. Die Clubmitglieder erhalten also die Schuhe im schlechtesten Fall nach Einzahlung der letzten Rate, im besten Fall nach dem ersten Monat.

Das Geniale in dieser Einrichtung liegt in dem Ansporn zum Sparen. Den ganzen Betrag für ein Paar Schuhe hat wohl selten einer zur Verfügung, und ihn allmählich zusammenzusparen übersteigt, wo so viele Bedürfnisse auf Befriedigung drängen, die menschlichen Kräfte.

Warum wurden dann aber nicht die üblichen Ratenzahlungen eingeführt? Ganz einfach deshalb, weil man damals in den Londoner Slums keinen Händler fand, der das Risiko auf sich genommen hätte, für solche Waren zwölf Monate Kredit zu geben. Im Klub selbst aber war die Gefahr eines Verlustes gering. Ein nachlässiges oder böswilliges Nichtweiterzahlen der Raten nach Bezug der Ware hätte für den Betreffenden Folgen gezeigt, die schlimmer sind als jede rechtliche Verurteilung, nämlich die Ächtung durch seinen Gesellschaftskreis.

Die Klubs hatten noch einen andern Vorteil. Da, wo die Not so groß war, daß ein Mitglied auch beim besten Willen seinen Verpflichtun-

RICHTIGES SCHWEIZERDEUTSCH

Baseldeutsch

Doppelformen

Im Bereich vor allem des persönlichen Fürwortes kennt die Mundart zahlreiche Doppelformen, deren Gebrauch einzig von der Betonung im Satzzusammenhang abhängt.

	betont	unbetont
Werfall:	<i>ych, y</i>	<i>i</i>
also:	<i>das bin ych (y), duu, äär, sii, ääs, müir (wir), iir, sii</i>	<i>aber: i waiß nit, du, är, si, es, mer, ir, si</i>
Wemfall:		
	<i>miir, diir, imm (ihm), iire (ihr), imm (ihm), uns, eich, iiine (ihnen)</i>	<i>mer, der, em, ere, em, is, ich, ech (älter: i) ene</i>
Wenfall:		
	<i>mii (mich), dii, inn (ihn), sü, ins (es), uns, eich, sii</i>	<i>mi, di, en, si, (e)s und zur Verdeutlichung auch ins, is, ich, ech (älter: i) si</i>

Hübsch sind auch die Variationen von schriftdeutsch «einmal»:

i kumm nummen aimool (nur einmal)
s isch emool (en) e Keenig gsii (es war einmal)
ämmel y waiß nyt dervo (ich wenigstens ...)

Zusammengestellt von Rudolf Suter

gen nicht nachkommen konnte, ließen die Kameraden Gnade für Recht ergehen und stunden oder schenkten die Raten, was bei einem berufsmäßigen Händler kaum möglich gewesen wäre.

Von vielen wurde alles, aber auch alles in solchen Klubs gekauft; es gab Bücher-, Kohlen-, Blusen-, ja unter den jungen Mädchen sogar Schokoladeklubs, wo eine Tafel Schokolade das ersehnte Ziel einer monatlichen Ratenzahlung bildete.

Auch der Einkauf von Fleisch wurde mit einer Art Lotterie verbunden. Ein Beefsteak kostete einen Schilling, einen Betrag, der für die meisten Männer unerschwinglich war. Also veranlaßte der fliegende Fleisch-Straßenhändler zwölf Kunden, je einen Penny einzuzahlen. Dann wurde das Rad gedreht, und einer war der Gewinner.

Es gab aber auch noch andere Verkaufstechniken, die wahrscheinlich uralt, aber in prosperierenden Gegenden ausgestorben sind. Es gab einen Verkäufer von billigem gebratenem Fisch. Für 20 Rp. konnte man «a mouthfull» essen, d. h. so viel, wie man in einem Male in den Mund stecken konnte. Einzelne Spezialisten entwickelten bei dieser Prozedur eine erstaunliche Fertigkeit.

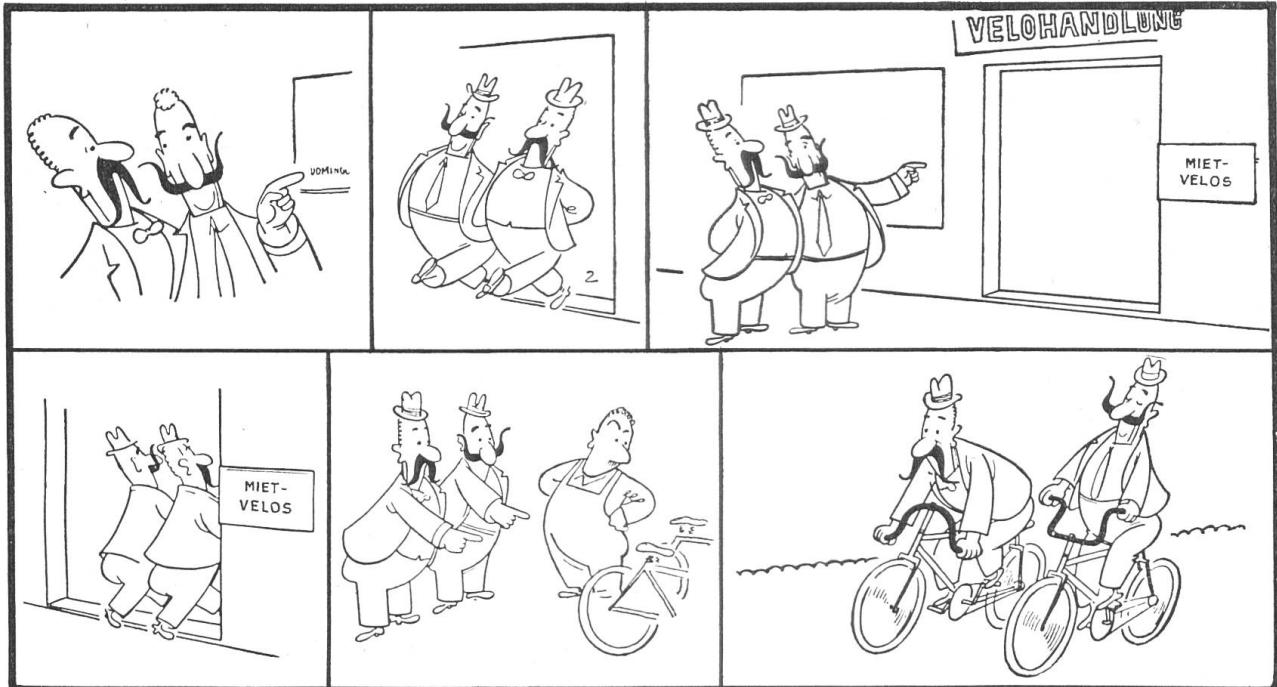
Während meiner nationalökonomischen Studien hatte ich gelernt, daß man wichtige und unwichtige Lebensbedürfnisse unterscheiden muß. Diese am grünen Tisch ausgeheckte Psychologie von den sogenannten Essentials spielt überall, wo Planwirtschaft getrieben wird, eine große Rolle. Auch die Luxussteuer beruht darauf. In den Slums wurde es mir klar, wie falsch diese Lehre ist, die behauptet, Nahrung, Wohnung und Kleidung seien elementare Bedürfnisse, die vor allen andern befriedigt werden müßten.

Ich habe damals immer wieder gesehen, wie nicht nur das Rauchen, sondern auch der Kinobesuch vor Nahrung und Kleidung gestellt wird. Ich kannte Leute jeden Alters und Geschlechtes, die sich weder genügend kleiden noch satt essen konnten und die dennoch auf den wöchentlichen Kinobesuch nicht verzichteten.

WO SICH DIE POLIZEI NICHT HINWAGT

Man liest oft, daß Armut und Verbrechen zusammengehören. Davon ist keine Rede. Diese Leute waren blutarm; aber sie waren keine Verbrecher. Ja das Großartige lag gerade in ihrem heroischen Versuch, trotz ihrer

Bilder ohne Worte



unvorstellbaren Armut ehrlich zu bleiben.

Ich habe vor einiger Zeit einen Film gesehen, der in den zwanziger Jahren spielte und die Verbrecherhöhlen in den Londoner Slums zeigte. Der Titel hieß: «Wo sich die Polizei nicht hinwagt.» Das ist Unsinn. Als ich das erstemal in Aldgate-East ausstieg und die East-India Dock Road hinunterging durch Poplar, wo Barnardo seine ersten Kinderheime errichtete, und an Limehouse, dem Chinesenviertel, vorbei, knüpfte ich Rock und Überzieher eng zu und ging ängstlich in der Mitte der Straße. Hundert Geschichten von Taschendieben, Verbrecherhöhlen usw. gingen mir durch den Kopf. Ich glaubte, wie übrigens auch die meisten Engländer, an das Schlagwort vom dunkeln Eastend. In Wirklichkeit waren diese Slumbewohner von Mord und Totschlag genau so weit entfernt wie irgendein Mitglied einer andern Gesellschaftsklasse.

Die Cockneys selbst nahmen dieses Mißverständnis mit dem ihnen eigenen Humor zur Kenntnis. Ich sah einmal, wie ein typischer Westend-Pfarrer in Begleitung von 20 Damen, wahrscheinlich einem sozialen Studienklub seiner Pfarrgemeinde, die Slums besuchte. Die Karawane marschierte ängstlich in der Mitte der Straße, der geistliche Hirte voraus. Die Cockneys schauten von ihren Fenstern und Türen aus amüsiert zu. Plötzlich begannen einige Spaßvögel ihre Mützen über die Stirne zu ziehen, und wie ein älterer Bruder, der einen jüngeren erschrecken will, riefen Sie «Huuu». Daraufhin wurde der geistliche Herr mit seinen Schäflein von wilder Panik erfüllt. Im Laufschritt rannte die Gesellschaft davon, unter schallendem Gelächter der Anwohner.

Wenn man an Samstagabenden und Sonntagen durch die Hauptstraße der Slums ging, stieß man alle fünf Minuten auf helle, festlich erleuchtete Häuser, umlagert von einer dichten Menschenmenge. Das waren die imposantesten Gebäude der Slums, und in der ärmlichen Umgebung nahmen sie sich wirklich wie Paläste aus. Es waren die Wirtschaften, die Public-Houses, Pubs genannt.

Es wurde darin stehend getrunken, und der Zudrang war so groß, daß sogar die gedeckte Eingangshalle schwarz von Menschen war. Das Bild war wirklich erschreckend: Frauen mit Säuglingen im Arm, Greise, junge Mädchen, Männer, alles stand und trank. Die Sache sah aber viel schlimmer aus, als sie war. In Wirklichkeit standen die meisten stunden-

lang mit dem gleichen Glas in der Hand, und es war nicht Trunksucht, die sie hertrieb, sondern einfach das Bedürfnis nach Geselligkeit. Das Pub war nämlich in jenen Tagen der Mittelpunkt des sozialen Lebens. Hier traf man seine Bekannten, tauschte Neuigkeiten aus, erkundigte sich nach Arbeitsgelegenheiten. Der Ton, der herrschte, war durchaus harmlos.

Was die Frauen anbetrifft, so war es ihnen kaum zu verargen, daß sie nicht allein in ihren überfüllten, schlecht erleuchteten Wohnungen bleiben wollten, wo oft genug Zeitungspapier statt Glas einen nur ungenügenden Schutz gegen den Wind bildete. Und da sie niemanden hatten, der unterdessen die kleinen Kinder überwachte, wurden diese mitgenommen.

Die Regierung wollte dann Besserung schaffen und verbot, kleine Kinder ins Innere der Wirtschaften zu nehmen. Aber wie es so oft geht, wenn die wohlmeinende, aber plumpe Hand des Staates eingreift, so ging es auch hier: Der Teufel wurde mit dem Beelzebub ausgetrieben. Das Ergebnis war, daß die Frauen mit Säuglingen im Arm nachher außerhalb der Pubs auf dem Trottoir tranken, die Kinder sich also, statt in der warmen Wirtsstube, stundenlang in der Kälte aufhalten mußten.

DIE MÄDCHEN VON CANNINGTOWN

Auch die erotische Moral in diesem Milieu war einwandfrei. Ich denke immer noch mit größter Sympathie an die jungen Mädchen in Canningtown. Sie waren so hübsch angezogen wie irgendwo. Was sie aufbrachten an Ausdauer, Erfindungsgeist, Verstand und Entbehrung, um der schnell wechselnden Mode einigermaßen folgen zu können, war bewundernswert.

Bei den jungen Leuten war es übrigens üblich, am Montag die guten Kleider ins Leihhaus zu bringen und sie am Samstag wieder einzulösen. Das geschah nicht etwa deshalb, um vorübergehend etwas Bargeld zu erhalten, sondern weil in den vernachlässigten Häusern sozusagen nie ein Kasten und sehr oft überhaupt kein Ort vorhanden war, wo man die Kleider aufbewahren konnte, ohne daß sie Schaden litten. Die Leihhausgebühr aber war sehr gering, und so wurden die Kleider sachgemäß aufbewahrt.

Die Sorgfalt, mit welcher die Mädchen aus den Slums ihre Kleider betreuten, findet höchstens ihre Parallele bei den armen Pariser

Midinetten. Auch dort gibt es ja viele, welche ihre Ausgangskleider in dem Augenblick ausziehen, wo sie nach Hause kommen, und die sich in einem Autobus nie setzen, um den Stoff eines guten Kleides nicht abzunutzen.

Ging man mit einem Mädchen aus Canningtown aus — man besuchte die Tanzlokale im Innern Londons —, so wurden das schöne Kleid, die guten Schuhe und die dünnen Strümpfe immer in einem besondern Köfferchen versorgt. Im Waschraum des Tanzlokals erfolgte dann die Verwandlung.

Diese Mädchen konnten sehr gut tanzen, waren witzig, heiter, freundlich und außerordentlich anständig. Sie waren alles andere als Gold-Diggers. Die schlechte Gewohnheit vieler Amerikanerinnen, aus einem jungen Mann, mit dem sie ausgehen, so viel wie möglich herauszupressen, war bei ihnen streng verpönt. Es war für sie eine Selbstverständlichkeit, die Getränkekarte genau anzusehen, um die billigste Konsumation bestellen zu können. Kam man dann morgens um drei Uhr mit der Untergrundbahn wieder im Eastend an, so wurde jedes Angebot, einen Taxi zu nehmen, abgeschlagen: «Ich möchte dir nicht noch weitere Ausgaben verursachen.»

Bei aller Natürlichkeit waren die Mädchen eher zurückhaltender als im Westend. Auch zu Hause herrschten trotz der unglaublichen Wohnungsverhältnisse strenge, ja prude Sitten. So war es zum Beispiel allgemein üblich, daß die Töchter sich abends nie ganz auszogen, sondern im Unterrock ins Bett gingen. Wenn sie badeten, behielten sie das Hemd an.

OPFER FIELEN HIER

Auch die jungen Männer gaben viel auf ihr Äußeres. Am besten gekleidet waren jene, die bereits verdienten, aber noch nicht verheiratet waren. Der Typus des ländlich einfachen Arbeiters, der um den Hals ein rotes Taschentuch bindet, dessen beide Zipfel seitlich an die Hosenträger geknüpft werden, war damals bereits am Verschwinden. Man bevorzugte farbige Schärpen. Kragen waren unbeliebt, doch trugen manche sorgfältig geknüpfte Selbstbinder um den bloßen Hals.

Mit der Verheiratung trat sehr rasch eine Veränderung ein. Die Vernachlässigung begann. Aus den flotten Burschen wurden groteske Vaganten, aus den jungen Mädchen unansehnliche Frauen, das graue Armleutetuch

statt einer Bluse um die Schultern gehängt, eine abgetragene Männermütze auf dem Kopf. Neue Kleider, selbst aus billigster Konfektionsware, waren für Verheiratete nicht mehr erschwinglich. Sie mußten ihre Kleider aus zweiter, dritter, ja vierter Hand kaufen.

Diese alten, geflickten, viel zu weiten oder viel zu engen Kleider waren es, welche die Bewohner der Slums so sehr entstellten und ihnen das apachenmäßige Aussehen gaben, das den Eintagsbesucher erschreckte. Die Karikaturen der Eastend-Gassenjungen des Punch wurden in Wirklichkeit weit übertroffen. Mit einer schweren, abgesägten, viel zu weiten Männerhose, zerrissen am Knie, und auf dem Kopf eine unmögliche, riesige Mütze, so sahen die Canningtown-Boys aus, ein grotesker und röhrender Anblick zugleich. Viele waren im Sommer und im Winter barfuß und buchstäblich mit Lumpen bekleidet. Ich sah einmal einen zwölfjährigen Knaben, der an Stelle der Hosen einen rockartig umgehängten alten Überzieher trug. Bei guter Gesundheit ging es einigermaßen; wurden die Leute aber von Krankheit befallen, was bei der allgemeinen Unterernährung häufig vorkam, so gerieten sie vollends unter die Räder.

So war also die proletarische Lebensführung in den Londoner Slums. Standen diese Menschen moralisch höher als ihre vom Schicksal begünstigten wohlhabenderen Mitbürger? Bestimmt nicht, sie waren aber auch nicht schlechter. Nicht wegen der Armut, aber trotz der Armut. Sicher aber konnten sie ihre Begabungen nicht voll entfalten, sie gehörten zu den «underprivileged», wie die Amerikaner diese Art von Menschen kennzeichnen.

DAS LEBEN IST NICHT GRAU

Man unternahm damals große Anstrengungen, die Bewohner der Slums zu veranlassen, sich an Orten mit besseren Lebensbedingungen niederzulassen. Aber niemand, nicht einmal die junge Generation, befolgte diese Empfehlung. Sie hingen an ihren Slums, genau wie die Bewohner von unhygienischen schweizerischen Altstadtwohnungen sich mit Händen und Füßen gegen Umsiedelungen sträuben und oft lieber in einer überfüllten Wohnung im Niederdorf als in einer hygienischen Genossenschaftswohnung in einem langweiligen Vorort wohnen.

Das Leben in den Slums hat neben den vielen Schattenseiten auch Vorteile.

Vor allem ist es menschlich, unmittelbar und intensiv. Die Kinder der Slums sind zwar schlecht genährt und schlecht gekleidet; aber dafür stehen sie von klein auf mitten im Leben, lernen dieses kennen, so wie es ist, und nicht so, wie es in den Schulbüchern steht. Dadurch gelangen sie trotz ihrer geringen Schulbildung oft zu einer richtigeren Lebensanschauung als mancher Akademiker.

Das Leben in den Slums ist auch geselliger als im Westend, denn selbst bei großer Wirtschaftsnot ist die Grundstimmung nicht ohne Fröhlichkeit. Gerade der Umstand, daß die Leute von der Hand in den Mund leben, verleiht ihnen einen Grad von Sorglosigkeit und Freiheit, der bei den besitzenden Klassen selten vorkommt. Weil die Aussicht auf dauernden Besitz an Gütern dieser Welt so gering ist, sind die Leute mit dem wenigen, über das sie zeitweise verfügen, sehr freigebig. Der Mann, der seinen letzten Rock dem bedürftigen Nachbarn schenkte, war in Canningtown nicht so selten.

DER ZAUBER DES COCKNEY

Mit ihrer Freude am gesellschaftlichen Verkehr hängt auch ihre Sprache zusammen. Im Eastend von London wird bekanntlich Cockney gesprochen. Cockney ist bei den bessern Engländern verachtet; wer einen Cockney-Akzent hat, ist gesellschaftlich erledigt.

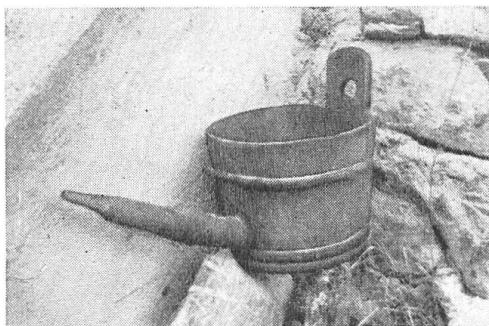
Ich selber habe damals das Cockney als eine außerordentlich interessante Sprache schätzen gelernt. Abgesehen von einer etwas andern Aussprache — man sagt zum Beispiel Laidy statt Leidy — beruht das Cockney darauf, daß die meisten Sprachregeln auf den Kopf gestellt werden: Ich sind, wir bin, oder statt «Ham and eggs», «Am and heggs» usw. Diese Verbalhornung der Sprache geschieht nicht etwa aus sprachlicher Unfähigkeit, sondern aus einer Art nihilistisch gefärbtem Spieltrieb. Wenn man schon zu den Außenseitern der Gesellschaft gehört, zu den Enterbten des Schicksals, dann nimmt man sich das Recht heraus, sich über die üblichen Sprachregeln lustig zu machen.

Damit allein ist das Cockney noch nicht charakterisiert. Bezeichnend für diese Sprache ist ein unglaublicher Witz und eine fantastische Anschaulichkeit. Wie im Alten Testament wird fast ausschließlich in Bildern und Gleichnissen

Kennen wir unsere Heimat

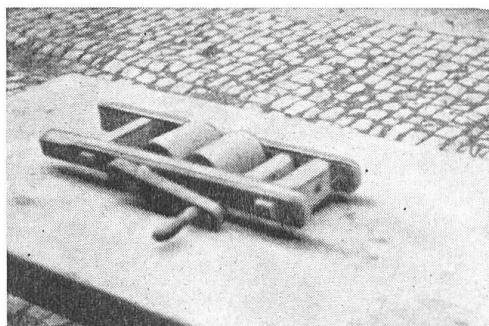
einmal anders

Diese zwei Fotos stellen Abbildungen von Geräten dar, welche noch heute in einzelnen Gegenden der Schweiz alltägliche Gebrauchsgegenstände sind. Wissen Sie, um was für Geräte es sich handelt und wozu man sie braucht?



Eine Gießkanne ?, eine Rebenspritze ?, eine Gelte mit Ausguß ?

Das ist nicht eine Gießkanne im Heimstil, sondern ein KALBERKÜBEL, der mit Milch gefüllt wird und an dessen Ausguß das junge Kalb saugt.



Eine kleine Mühle ?, eine Wäschemänge ?, ein Gerät zum Färben von Stoffen ?

Dieses Gerät benötigt die Stroh-Häm-, Industrie im Kanton Aargau. Man nennt es REIBE und braucht es zum Flach-pressen der Strohhalme.

Die Bilder stammen aus dem Sprachatlas der deutschen Schweiz

gesprochen. Es gibt Einzelne, die sich darin besonders auszeichnen.

Wenn z. B. einer jemanden, der einen Zigarettenstummel raucht, bitten möchte, diesen mit ihm zu teilen, so sagt er nicht: «Gib mir einen Teil von deiner Zigarette», sondern «Es war einmal eine Schlange, die einen ganzen Walfisch fressen wollte und daran erstickte».

Der andere, der ablehnt, sagt nicht: «Der Stummel ist zu klein, um ihn in zwei Teile zu teilen», sondern «Die Mutter der siamesischen Zwillinge sagte zu einem Mann, der eine der Töchter heiraten wollte: „Ich würde Dir gerne eine geben; aber ich kann nur beide miteinander verheiraten.“» So geht es stundenlang weiter.

Ein witziger Cockney macht ähnliche Wortspiele wie ein Narr oder ein Totengräber bei Shakespeare. Wie bei jedem echten Volksumor wird dabei der Mund nicht verzogen. Auch die Appenzeller haben ein unbewegliches Gesicht, wenn sie ihre Witze machen. Wenn deshalb auf der deutschen Bühne diese Sprüchemacher bei Shakespeare gestikulierend herumspringen, ist das eine vollständige Verkennung dieser Art von Humor.

DIE ERKENNTNIS

Und was sind nun die Ergebnisse? — Der Proletarier, der angeblich als Träger neuer Ideale berufen war, das Gebäude des Bürgertums zusammenzureißen und auf den Trümmern eine neue, bessere Welt aufzubauen, hat nie existiert. Er war eine bloße literarische oder parteipolitische Fiktion. Die Slum-Bewohner verdankten ihre Größe genau den gleichen Tugenden wie ihre besitzenden Mitbürger; ja es waren gerade die totgesagten bürgerlichen Ideale, welche ihnen die Kraft gaben, ihre Menschenwürde zu erhalten. Sie waren keine Proleten und wollten keine Proleten sein. Sicher waren sie teilweise dem Mittelstand überlegen. Genau wie die ganz reichen Leute waren auch sie nicht Sklaven des Geldes. Besitz macht zwar frei, aber gleichzeitig unfrei. Demgegenüber hat der proletarische Lebensstil gewisse Vorteile; aber sie müssen zu teuer bezahlt werden.

Gerade in den Slums wurde mir auch die großartige Seite der bürgerlichen Lebensform klar. Die Forderung der ununterbrochenen Selbstbeherrschung, des ständigen Spars, der täglichen zermürbenden Pflichterfüllung im Kleinen ist Ausdruck einer heroischen Lebens-

auffassung. Die bürgerliche Lebensform schafft wirkliche Helden des Alltags. Ihre Größe ist um so bewundernswerter, weil sie undramatisch ist. Die Ordnung, die über alles verehrt wird, erfordert tägliche Opfer, und nicht das kleinste davon ist die Einförmigkeit des Lebens, das Fehlen von Spannungen.

Diese Erkenntnis gibt mir auch heute noch, nach 35 Jahren, die Begeisterung, mich für die Erhaltung und Wiederbelebung der bürgerlichen Lebensform einzusetzen.

Der Klassenkampf war vielleicht nötig als Etappe, als Mittel für die soziale Besserstellung der Arbeiter; als Ideologie aber ist er etwas Entsetzliches. Es ist tragisch, daß in der Geschichte immer wieder Demagogen auftauchen, die diesen Klassenhaß schüren, die den armen Leuten die Wohlhabenden als herzlose Ausbeuter darstellen, und andere, die den Wohlhabenden sagen, die Armen seien Feinde der Kultur.

Es sind Demagogen von gleicher Geistesrichtung, die den Weißen einreden, die Farbigen seien minderwertig, und den Farbigen, die Weißen seien Teufel.

Die Versuchung, einer solchen Irrlehre zu erliegen, ist immer groß. Es ist bequem, für das Elend der Welt eine Gruppe verantwortlich zu machen, der man selbst nicht angehört, die Juden oder die Kapitalisten oder die Kommunisten.

Im übrigen gehört aber die Überwindung des Klassenkampfes zu einer der beglückendsten Entwicklungen der letzten Jahrzehnte. Am ersten Mai lassen zwar immer noch ein paar Ewig-Gestrigie ihre veralteten Grammophonplatten über den angeblichen Gegensatz zwischen proletarischer und bürgerlicher Kultur laufen, die grundsätzliche Zweiteilung in Arbeiter und Bürger ist aber in der Schweiz, wie übrigens auch in den Vereinigten Staaten, überlebt. Die Arbeiter haben sich verbürgerlicht, die Bürger ihre kapitalistischen Allüren abgelegt. Arbeiter und Bürger streben heute ähnlichen Idealen nach. Zudem verwischen sich auch die Einkommen immer mehr. Ist ein Arbeiter in einer Uhrenfabrik, der 1200 Franken im Monat verdient, ein Proletarier und ein Gemeindeschreiber mit 1000 Franken ein Bürger?

Wir nähern uns heute immer mehr einer klassenlosen Gesellschaft, und damit ist das Problem, das mich in meiner Jugend so sehr beschäftigte, gegenstandslos geworden.